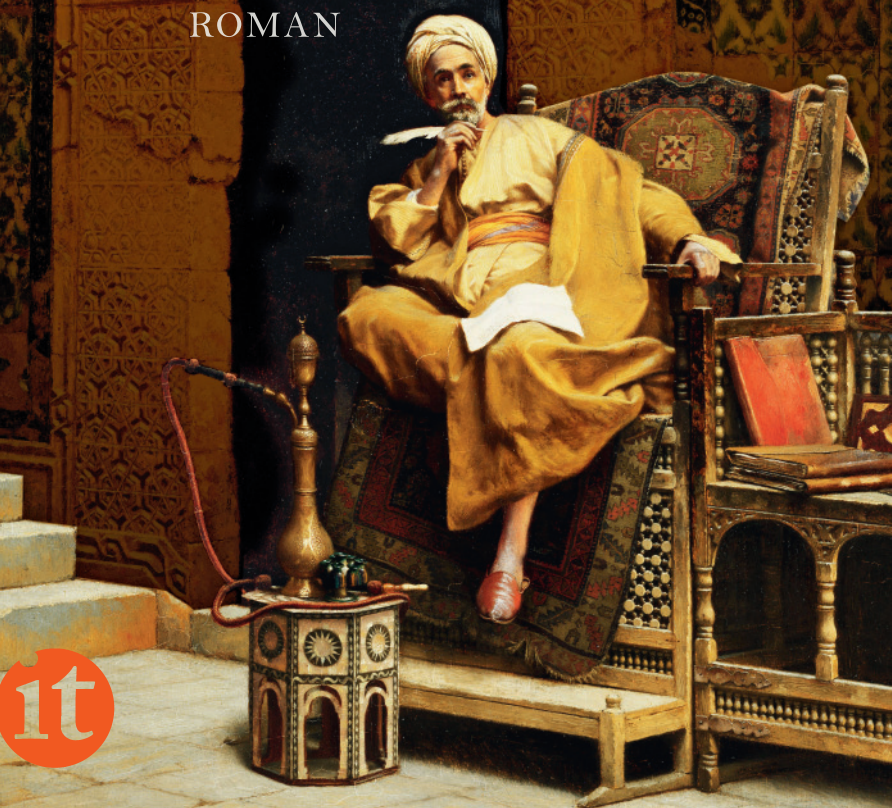


Die Reisen des Herrn Baldassare

ROMAN



1t

AMIN MAALOUF

Europa, am Vorabend des Jahres 1666. Es sind furchterfüllte Zeiten, das »Jahr der Apokalypse« steht bevor. Inmitten der Unruhe macht der Antiquar und Kuriositätenhändler Baldassarre gute Geschäfte, besonders mit einem geheimnisvollen Buch, das ihm in die Hände fällt. Doch erst viel später wird ihm die eigentliche Bedeutung des Buches klar. Er setzt alles daran, das Buch zurückzubekommen, und begibt sich auf eine abenteuerliche Suche: über Tripolis nach Smyrna und Konstantinopel, nach Genua, Lissabon und London, wo ein verheerender Brand tatsächlich das Ende der Welt anzukündigen scheint ...

Amin Maalouf, geboren 1949 im Libanon, lebt als Journalist und Schriftsteller in Paris. Er gilt als anerkannter Spezialist für Fragen der arabischen Welt und ist Mitglied der Académie française. Seine Romane wurden zu international erfolgreichen Bestsellern, 1993 wurde er mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet. Zuletzt erschien im Insel Taschenbuch sein Roman *Der Geograph des Papstes* (it 4129).

insel taschenbuch 4305
Amin Maalouf
Die Reisen des Herrn Baldassare



AMIN MAALOUF

*Die Reisen
des Herrn
Baldassare*

Roman

Aus dem Französischen
von Ina Kronenberger

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel

Le périple de Baldassare, Paris: Grasset 2000

© Editions Grasset & Fasquelle, 2000

Umschlagabbildung: Ludwig Deutsch, *The Scribe*, 1911

Foto: Christie's Images/The Bridgeman Art Library, Berlin

Veröffentlicht mit der Unterstützung des
französischen Kulturministeriums (Centre National du Livre)

Ouvrage publié avec le concours du Ministère français
chargé de la culture – Centre National du Livre

Erste Auflage 2014

insel taschenbuch 4305

Insel Verlag Berlin 2014

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag

Frankfurt am Main und Leipzig 2001

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36005-6

Für Andrée

Heft 1
Der Hundertste Name



Vier lange Monate trennen uns noch vom Jahr des Tieres, und doch ist es schon da. Sein Schatten legt sich wie ein Schleier vor unsere Augen und vor die Fenster unserer Häuser.

Die Leute um mich herum reden von nichts anderem mehr. Vom nächsten Jahr, den Vorboten, den Weissagungen ... Bisweilen denke ich: Soll es nur kommen! Soll es endlich seinen Sack voller Wunder und Übel ausleeren! Doch dann besinne ich mich eines Besseren, rufe mir all die schönen, gewöhnlichen Jahre in Erinnerung, als die Tage noch in Erwartung der glücklichen Abende verstrichen. Und ich verfluche von ganzem Herzen die Anbeter der Apokalypse.

Wie hat diese Torheit ihren Anfang genommen? Wer hat sie sich ausgedacht? Unter welchen Himmeln? Ich könnte es nicht mit Gewißheit sagen, und doch, in gewisser Weise, weiß ich es. Ich habe die Angst gesehen, habe die ungeheuerliche Angst entstehen, wachsen und sich ausbreiten sehen, habe erlebt, wie sie sich in die Köpfe geschlichen hat, in die meiner Angehörigen, sogar in meine eigenen Sinne, ich habe gesehen, wie sie die Vernunft mit Füßen getreten, zu Fall gebracht, gedemütigt und alsbald verschlungen hat.

Ich habe gesehen, wie die schönen Tage nach und nach verschwanden.

Bis jetzt war mein Leben völlig unbeschwert gewesen. Es ging mir gut, und ich nahm an Körperfülle und Wohlstand zu, in jedem Jahr ein wenig mehr, und begehrte nichts, was nicht greifbar gewesen wäre. Meine Nachbarn empfanden mehr Ehre für mich als Neid.

Doch plötzlich überstürzen sich die Dinge um mich herum.

Dieses seltsame Buch, das mit einem Mal auftaucht und durch meine eigene Schuld wieder verschwindet ...

Der Tod des alten Idriss, für den mich doch kein Mensch verantwortlich macht, außer mir selbst.

Und diese Reise, die ich am Montag antreten werde, trotz meiner Vorbehalte. Eine Reise, von der ich, wie mir heute scheint, nicht wiederkehren werde.

Wenn ich also diese ersten Zeilen in dieses neue Heft eintrage, dann geschieht das nicht ohne Besorgnis. Noch weiß ich nicht, in welcher Form ich von den Vorfällen, die sich ereignet haben, und von denen, die sich ankündigen, berichten werde. Als einfacher Tatsachenbericht? Als Tagebuch? Als Reisebuch? Oder als Testament?

Vielleicht sollte ich zunächst von dem Mann berichten, der als erster meine Ängste vor dem Jahr des Tieres geweckt hat. Er hieß Jewdokim, war ein Pilger aus Moskau, der vor ungefähr siebzehn Jahren an meine Tür klopfte. Wieso *ungefähr*? Das genaue Datum ist in meinen Geschäftsbüchern verzeichnet. Es war der zwanzigste Tag im Dezember 1648.

Ich habe schon immer alles aufgeschrieben, vor allem die winzigen Details, die ich sonst vergessen hätte.

Bevor er in mein Geschäft trat, hatte sich der Mann mit zwei gestreckten Fingern bekreuzigt und sich dann gebückt, um nicht gegen den kleinen steinernen Türbogen zu stoßen. Er trug einen dicken schwarzen Mantel, hatte Hände wie ein Holzfäller, kräftige Finger, einen dichten, blonden Bart, aber winzige Augen und eine schmale Stirn.

Unterwegs ins Heilige Land, hatte er nicht zufällig bei mir haltgemacht. Man hatte ihm in Konstantinopel meine Adresse gegeben und hinzugefügt, daß er hier, und nur hier, überhaupt Aussichten hätte, zu finden, was er suchte.

»Ich würde gern mit Signor Tommaso sprechen.«

»Das war mein Vater«, sagte ich. »Er ist vergangenen Juli verstorben.«

»Möge Gott ihn in das Himmelreich aufnehmen!«

»Möge Er auch die heiligen Toten Eurer Familie aufnehmen!«

Das Gespräch hatte auf griechisch stattgefunden, der einzi-

gen Sprache, die uns gemeinsam war, obschon weder er noch ich sie fließend sprachen. Ein zögerliches, unsicheres Gespräch, aufgrund der Trauer, die für mich nach wie vor schmerzhaft, für ihn unerwartet war, aber auch dadurch, daß er zu einem »abtrünnigen Papisten« und ich zu einem »verirrten Schismatiker« sprach. So lag uns sehr viel daran, kein Wort zu sagen, das den Glauben des anderen hätte verletzen können.

Nach einem Augenblick des Schweigens fuhr er fort:

»Ich bedaure sehr, daß Ihr Vater uns verlassen hat.«

Als dies gesagt war, ließ er den Blick über das Ladeninnere schweifen, suchte das Durcheinander aus Büchern, antiken Figuren, Gläsern, bemalten Vasen und ausgestopften Falken zu ergründen und fragte sich im stillen, aber er hätte sich ebensogut laut äußern können, ob denn ich, da mein Vater nicht mehr da war, trotz allem eine gewisse Hilfe für ihn sein könnte. Ich war bereits dreiundzwanzig, doch mein rundliches und rasiertes Gesicht trug gewiß noch kindliche Züge.

Ich nahm Haltung an, und stellte mich, das Kinn nach vorn gestreckt, vor:

»Mein Name ist Baldassare, ich habe die Nachfolge übernommen.«

Mein Besucher gab durch nichts zu erkennen, daß er mich gehört hatte. Er ließ seinen Blick weiterhin über die tausend Schätze um ihn herum gleiten, mit einer Mischung aus Verzauberung und Angst. Von allen Kuriositätenläden war unserer seit hundert Jahren der am besten ausgestattete und angesehenste im ganzen Orient. Die Leute kamen von überall her, um uns zu besuchen, aus Marseille, London, Köln, Ancona ebenso wie aus Smyrna, Kairo und Isfahan.

Nachdem er mich ein letztes Mal gemustert hatte, schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

»Ich bin Jewdokim Nikolajewitsch und komme aus Woronesch. Man hat mir Euer Haus aufs höchste empfohlen.«

Auch ich befeißigte mich nun eines vertraulichen Tons, denn es war meine Art, liebenswürdig zu sein.

»Wir betreiben seit vier Generationen diesen Handel. Meine Familie stammt aus Genua, aber es ist lange her, daß sie sich in der Levante niedergelassen hat ...«

Er nickte mehrmals mit dem Kopf, womit er anzeigen wollte, daß ihm diese Dinge bestens bekannt waren. In der Tat, wenn man ihm in Konstantinopel von uns erzählt hat, ist dies das erste, was er erfahren haben mußte. »Die letzten Genuesen in diesem Teil der Welt.« Ich lächelte und schwieg. Er hingegen drehte sich zur Tür und brüllte einen Vornamen und einen Befehl. Ein Diener eilte herbei, ein kleiner, korpulenter Mann in schwarzer Pluderhose, eine flache Mütze auf dem Kopf, die Augen gesenkt. In der Hand trug er eine Kassetten, deren Deckel er aufklappte, um ein Buch zu entnehmen, das er seinem Herrn reichte.

Ich dachte zunächst, er habe die Absicht, es mir zum Kauf anzubieten, und war sofort auf der Hut. Im Kuriositätenhandel lernt man sehr bald, sich vor Leuten in acht zu nehmen, die mit wichtiger Miene daherkommen, ihre Herkunft und ihre vornehmen Beziehungen aufsagen, nach rechts und links Befehle erteilen und letzten Endes nur irgendeine Kleinigkeit verkaufen wollen. Einzigartig in ihren Augen und daher auch einzigartig auf der Welt. Wenn man ihnen sodann einen Preis nennt, der nicht dem entspricht, den sie sich in den Kopf gesetzt haben, sind sie entrüstet und fühlen sich nicht nur hereingelegt, sondern regelrecht beleidigt. Unter lauten Drohungen gehen sie schließlich weg.

Mein Besucher suchte mich sogleich zu beruhigen: Er sei bei mir, weder um zu verkaufen noch um zu handeln.

»Dieses Buch ist vor wenigen Monaten in Moskau gedruckt worden«, sagte er, »und schon ist es dort überall bekannt.«

Er zeigte auf den Titel in kyrillischer Schrift und rezitierte voller Inbrunst: »kniga o were ...«, bevor ihm klar wurde, daß er es mir übersetzen mußte: »Das Buch des einen Glaubens, des wahrhaftigen und orthodoxen.« Er beobachtete mich aus den Augenwinkeln, um zu sehen, ob diese Worte mein Papistenblut

in Wallung brachte. Ich zeigte keinerlei Regung. Weder äußerlich noch innerlich. Nach außen trug ich das höfliche Lächeln des Kaufmanns zur Schau, im Inneren lächelte ich spöttisch.

»Das Buch kündigt an, daß die Apokalypse vor unserer Tür steht!«

Er zeigte mir eine Seite am Ende des Buches.

»Hier steht ausdrücklich geschrieben, daß der Antichrist, gemäß der Schrift, im Jahr des Papstes 1666 erscheinen wird.«

Er wiederholte die Zahl vier- oder fünfmal, wobei er die Zahl »tausend« am Anfang jedesmal ein wenig mehr verschluckte. Daraufhin sah er mich an und wartete, wie ich mich verhalten würde. Ich hatte wie jedermann die Offenbarung des Johannes gelesen und einen Augenblick bei den rätselhaften Sätzen im 13. Kapitel gestockt: »Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundertundsechszig.«

»Es steht geschrieben 666 und nicht 1666«, warf ich schüchtern ein.

»Man muß blind sein, um ein derart offenkundiges Zeichen nicht zu sehen!«

Ein Zeichen! Wie oft habe ich nicht dieses Wort gehört, ebenso wie das Wort »Omen«. Alles wird zum Zeichen oder zum Omen für denjenigen, der auf der Lauer liegt, bereit zu deuten, bereit, Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten zu finden. Die Welt ist voll von diesen unermüdlich auf Zeichen lauenden Menschen – ich habe sie kennengelernt in diesem Laden! Die ganz Verzückten wie die ganz Düsteren!

Jener Jewdokim schien über meine diesbezügliche Gelassenheit verwundert, die in seinen Augen gleichermaßen meine Unwissenheit wie meine mangelnde Gottesfurcht verriet. Da ich ihn nicht kränken wollte, mußte ich mich überwinden und sagen:

»Das alles ist tatsächlich seltsam und beunruhigend ...« Oder etwas in dieser Art.

Beruhigt fuhr der Mann fort: »Wegen dieses Buchs bin ich

hierhergekommen. Ich suche Texte, die mir Klarheit verschaffen können.«

Hier horchte ich auf. Ich konnte ihm in der Tat vielleicht helfen.

Ich muß hinzufügen, daß sich das Wohlergehen unseres Hauses im Verlauf der letzten Jahrzehnte auf die Vorliebe des Christentums für alte orientalische Bücher gegründet hat – vornehmlich griechische, koptische, hebräische und syrische –, die die ältesten Wahrheiten des Glaubens zu enthalten schienen und die von den Königshäusern, vor allem in Frankreich und England, gesucht wurden, um ihren Standpunkt im Streit zwischen den Katholiken und den Befürwortern der Reformation zu stützen. Meine Familie hat fast ein Jahrhundert lang die orientalischen Klöster bereist, um nach solchen Handschriften zu suchen, die sich heute zu Hunderten in der Bibliothèque Royale de Paris oder der Bodleian Library of Oxford befinden, um nur die wichtigsten zu nennen.

»Ich habe nicht viele Bücher, die eigens von der Apokalypse handeln, und noch weniger, die die Zahl des Tieres kommentieren. Allerdings habt Ihr hier ...«

Und ich zeigte ihm ein paar Bücher, zehn oder zwölf in verschiedenen Sprachen, beschrieb detailliert ihren Inhalt und las bisweilen die Kapitelüberschriften vor. Diese Seite meines Berufes ist mir nicht zuwider. Ich glaube, ich habe den rechten Ton und das rechte Auftreten. Aber mein Besucher zeigte nicht das Interesse, das ich hatte auslösen wollen. Bei jedem Buch, das ich erwähnte, gab er durch kleine Gesten, durch abschweifende Blicke seine Enttäuschung, seine Ungeduld zu verstehen.

Schließlich begriff ich.

»Man hat Euch von einem ganz bestimmten Buch erzählt, nicht wahr?«

Er nannte einen Namen, wobei er sich in den arabischen Lauten verstrickte, aber es fiel mir nicht schwer, ihn zu verstehen. Abu-Maher al-Mazandarani. Um ehrlich zu sein, hatte ich diesen Namen fast erwartet.

Wer sich für alte Bücher begeistert, kennt dieses Buch von Mazandarani. Vom Hörensagen, denn nur wenige Menschen haben es bisher in Händen gehalten. Ich weiß im übrigen noch immer nicht, ob das Buch tatsächlich existiert oder ob es je existiert hat.

Ich will mich erklären, denn ich werde bald den Eindruck erwecken, Widersprüchliches aufzuschreiben: Wenn man sich in die Bücher bestimmter berühmter und anerkannter Autoren vertieft, findet man oftmals dieses Buch erwähnt; dann wird behauptet, daß einer seiner Freunde, einer seiner Herren es früher in seiner Bibliothek hatte ... Hingegen habe ich niemals aus einer anerkannten Feder eine zweifelsfreie Bestätigung der Existenz dieses Buches gefunden. Kein Mensch behauptet klipp und klar: »Ich habe es«, »Ich habe darin geblättert«, »Ich habe es gelesen«, keiner zitiert Abschnitte daraus. Mit der Folge, daß die seriösesten Händler ebenso wie die meisten Gelehrten davon überzeugt sind, daß es das Buch nie gegeben hat und daß die wenigen angeblichen Kopien, die von Zeit zu Zeit auftauchen, das Werk von Fälschern und Betrügern sind.

Das legendäre Buch trägt den Titel *Die Enthüllung des verborgenen Namens*, aber man nennt es gemeinhin *Der Hundertste Name*. Sobald ich dargelegt habe, um welchen Namen es sich handelt, wird man verstehen, wieso es stets so begehrt gewesen ist.

Jedermann weiß, daß im Koran neunundneunzig Namen für Gott erwähnt sind, manche ziehen es vor, von »Beinamen« zu sprechen. Der Barmherzige, der Rächer, der Scharfsinnige, der Sichtbare, der Allwissende, der Richter, der Erbe ... Und diese Zahl, bestätigt durch die Tradition, hat stets bei wißbegierigen Geistern zu der sich nahezu aufdrängenden Frage geführt: Könnte es nicht zur Vervollständigung dieser Zahl einen hundertsten Namen geben, der irgendwo verborgen steht? Zitate des Propheten, die von einigen Schriftgelehrten angefochten, von anderen hingegen für echt gehalten werden, bestätigen, daß es durchaus einen höchsten Namen gibt, den es nur auszuspre-

chen gelte, um jedwede Gefahr abzuwenden und um vom Himmel jeden nur erdenklichen Dienst erwiesen zu bekommen. Noah war er bekannt, heißt es, und so hatte er sich mit den Seinen vor der Sintflut retten können.

Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, welche außergewöhnliche Anziehungskraft ein Buch hat, das vorgibt, ein solches Geheimnis preiszugeben, in diesen Zeiten, in denen die Menschen eine neue Sintflut fürchten. Ich habe in meinem Laden allerlei Persönlichkeiten ein und aus gehen sehen, einen Barfüßermönch, einen Alchimisten aus Täbris, einen osmanischen Feldherrn, einen Kabbalisten aus Tiberias, die allesamt auf der Suche nach diesem Buch waren. Ich habe es stets als meine Pflicht angesehen, diesen Leuten zu erklären, warum es in meinen Augen nur ein Trugbild war.

Haben sie meiner Argumentation gelauscht, geben meine Besucher in aller Regel die Hoffnung auf. Die einen sind enttäuscht, die anderen beruhigt: Wenn sie das Buch schon nicht bekommen können, wollen sie lieber glauben, kein Mensch auf der Welt könne es besitzen ...

Die Reaktion des Moskowiters entsprach keiner der beiden genannten. Zunächst schien er amüsiert, als wollte er zeigen, daß er kein Wort von dem glaubte, was ich ihm als Händler auf-tischte. Als ich, gereizt von seinem Mienenspiel, das Gespräch unterbrach, sagte er plötzlich ganz ernst und nahezu flehentlich:

»Verkauft es mir, ich gebe Euch auf der Stelle alles Gold, das ich besitze!«

Mein armer Freund, hätte ich am liebsten zu ihm gesagt, Ihr habt Glück, daß Ihr an einen ehrlichen Kaufmann geraten seid. Es fehlt auf dieser Welt nicht an Schurken, die Euch unverzüglich um Euer Gold erleichtern würden!

Geduldig setzte ich meine Erklärung fort, warum dieses Buch meiner Kenntnis nach nicht existierte und daß das Gegenteil einzig von naiven und leichtgläubigen Autoren oder aber von Schwindlern behauptet würde.

Je mehr Argumente ich anführte, um so mehr stieg ihm das

Blut zu Gesicht. Wie ein zum Tode verurteilter Kranker, dem man gelassen und mit einem Lächeln auf den Lippen nahezu bringen versucht, daß es die Arznei, von der er sich Heilung versprach, noch nicht gibt. In seinen Augen sah ich nicht Enttäuschung oder Resignation und auch nicht Ungläubigkeit, sondern Haß, die Tochter der Angst. Ich verkürzte meine Ausführungen, um sie mit einer klugen Schlußfolgerung zu beschließen:

»Gott allein kennt die Wahrheit!«

Der Mann hörte mir nicht länger zu. Er war auf mich zugegangen, hatte mich mit seinen mächtigen Händen bei meinen Kleidern gepackt, mich zu sich herangezogen und zerdrückte mir das Kinn an seiner kräftigen Brust. Ich glaubte, er wolle mich erwürgen oder meinen Kopf an der Wand zerschmettern. Glücklicherweise näherte sich in diesem Augenblick sein Diener, berührte ihn am Arm und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Beruhigende Worte, nehme ich an, denn sein Herr ließ mich augenblicklich los, um mich mit verächtlicher Miene zurückzustoßen. Dann verließ er den Laden, nicht ohne in seiner Sprache noch einen Fluch auszustoßen.

Ich habe ihn niemals wiedergesehen. Und wahrscheinlich hätte ich seinen Besuch und seinen Namen vergessen, wenn nicht mit seinem Auftauchen ein seltsamer Besucherstrom eingesetzt hätte. Ich brauchte Zeit, es zu bemerken, doch aus heutiger Sicht bin ich dessen gewiß: Die Leute, die nach jenem Jewdokim zu mir kamen, waren nicht mehr die gleichen, sie benahmen sich vollkommen anders. Hatte nicht der Pilger aus Moskau jene Angst in seinem Blick, die einige als ›heilig‹ bezeichnen würden? Ich konnte diese Angst von nun an in den Blicken aller erkennen, und mit ihr jene Ungeduld und Eile, jenes ängstliche Beharren.

Es ist dies nicht allein ein Eindruck. Hier spricht nun der Kaufmann, die Finger auf seinem Geschäftsbuch: Seit dem Besuch dieses Mannes ist kein Tag vergangen, an dem man mir nicht von der Apokalypse, dem Antichristen, dem ›Tier‹ und seiner Zahl erzählt hätte.

Warum soll ich es nicht freiheraus sagen, die Apokalypse hat mir im Verlauf der letzten Jahre den größten Teil meiner Einnahmen beschert. Ja, das ›Tier‹ ist es, das mich kleidet, das ›Tier‹ ist es, das mich ernährt. Sobald sich nur eine Spur davon in einem meiner Bücher zeigt, strömen die Käufer von überall herbei, sitzt ihnen der Geldbeutel locker. Alles läßt sich zu teuren Preisen verkaufen. Die gelehrtesten Werke wie die haltlosesten Schriften. Ich hatte in meinen Beständen gar eine gewisse *Minutiöse Beschreibung des Tieres und der zahlreichen Monster der Apokalypse*, in lateinischer Sprache, mit vierzig Zeichnungen zum Beweis ...

Doch obschon mir diese krankhafte Hysterie meinen Wohlstand sichert, erfüllt sie mich auch mit Unruhe.

Ich bin kein Mann, der sich kurzlebigen Torheiten hingibt, ich weiß meine Vernunft zu wahren, auch wenn alles um mich herum in heller Aufregung ist. Doch ich gehöre auch nicht zu jenen Stumpfsinnigen und Anmaßenden, die ihre Ansichten entwickeln wie Austern ihre Perlen und sich allem verschließen. Ich habe meine Vorstellungen, meine Überzeugungen, aber ich bin nicht unempfänglich für das, was in der Welt geschieht. Diese sich ständig ausbreitende Angst kann ich nicht länger ignorieren. Und sollte ich auch davon überzeugt sein, daß die Welt verrückt wird, könnte ich diesen Irrsinn nicht einfach abtun. Ich kann noch so sehr lachen, mit den Schultern zucken, gegen die Dummheit und ihren Unverstand wettern, die Sache läßt mich nicht los.

In meinem inneren Kampf zwischen Vernunft und Unvernunft hat letztere die meisten Punkte erzielt. Die Vernunft protestiert, lacht hämisch, zeigt sich störrisch, widersetzt sich, und ich verfüge noch immer über ausreichend klaren Verstand, um diese Konfrontation mit einem gewissen Abstand zu betrachten. Aber gerade dieser Rest an klarem Verstand wird mich dazu zwingen einzugestehen, daß die Unvernunft über mich siegt. Sollte dies so weitergehen, werde ich eines Tages nicht mehr in der Lage sein, solche Sätze zu schreiben. Womöglich werde ich